

Preußens Erhebung.

Die Tage vom 10. bis 17. März d. J. sind für die preussische Geschichte von besonderer Bedeutung. Am 10. März 1813 hatte König Friedrich Wilhelm III. den Orden des Eisernen Kreuzes gestiftet, um jedem für das Vaterland kämpfenden eine schlichte, aber für die Not wie für die Hoffnung der Zeit gleich charakteristische Auszeichnung in Aussicht zu stellen. Mit der Begründung dieses Ordens hatte sich der König endgültig für den Krieg gegen Napoleon entschlossen, hatte er sich an die Spitze der Bewegung gestellt, die schon seit Anfang des Jahres das Volk ergriffen hatte.

Preußen, das die Schlachten von Jena und Auerstedt verloren, das den Frieden von Tilsit unterzeichnet und dem fortschreitenden Geistesleben in dem Feldzuge nach Rußland gelehrt hatte, war von der stolzen Höhe herabgefallen, auf das Friedrich II. den Staat erhoben hatte. Es schien, als sei das Schicksal dieses aus Blut und Eisen in dem Kriege gegen Marie Theresia entstandenen Staates für immer mit dem Geschick Napoleons vereinigt. Aber gerade in den Tagen, wo die Hand des übermächtigen Siegers besonders schwer auf dem Lande lastete, vollzog sich sein Geschick und damit auch der große Wandel in der Stellung Preußens.

Am Dezember 1812, als die völlige Vernichtung der französischen Armee durch nichts mehr verheimlicht und beschönigt werden konnte, hatte der preussische General York, der die Napoleon gestellten Heerhaufen befehligte, mit den Russen Unterhandlungen angeknüpft und dann am Jahreschlusse die demütigende Konvention zu Tauraggen geschlossen, die die preussischen Streitkräfte zunächst zur Neutralität gegen die anrückenden Russen verpflichtete, die aber bald zu jenem Bündnis ward, das Preußens Erhebung wesentlich förderte.

Der Tag, der das Zeichen zu dem gewaltigen Flammensturm gab, konnte nicht glücklicher gewählt werden. War er doch der Geburtstag der unvergeßlichen Königin Luise, jener hehrstehenden Dürbin, die nicht umsonst verüchtete, daß Herz Napoleons zu zerschellen, um für das leidende Vaterland bessere Friedensbedingungen zu erwirken. Ihr Geist lebte im Volke, er befeuerte die Herzen. Und wie mit einem Zauberworte scharten sich die besten Männer der Nation, die zum Teil schmollend beiseite gestanden, um den König.

Helden des Schmerzes, Meister des Wortes und der Feder, Generale, die unter Napoleon ihren Abschied genommen hatten, Studenten, die vor dem Haß des Eroberers ins Ausland geflohen waren, sie alle boten ihren Arm in der Not und Begeisterung der Stunde. Es war in der Tat wie Flammensturm, was durch die preussischen Lande brauste. Mit Recht durfte der Dichter singen: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen, es ist ein heiliger Krieg.“ Und niemand wollte zurückweichen, als es hieß, dem Vaterlande opfern.

Die Gemeinamkeit der großen Idee, der wahrhaft ideale Schwung, der alle Volkstriebe befeuerte, die sich hervorbrechende Liebe zu dem geschmähnten und erniedrigten Vaterland — das waren die Faktoren, die den Sieg verbürgten. Und darum haben die Gedenktage dieser Tage eine besondere Bedeutung auch für uns. Aus der Stille der Ewigkeit klingt in unser alltägliches Hasten und Jagen das hohe Lied vom Erwachen einer Nation, der Sang von der Erhebung eines Volkes gegen den fremden Unterdrücker; aber in diesem hehren Liede leben nicht nur die Helden jener großen Zeit wieder auf, sondern es enthält auch für uns eine ernste Mahnung: daß nämlich die höchsten Güter dieses Lebens nur errungen und erhalten werden können unter dem Schutze echter Vaterlandsliebe und allzeit latenter Gemeinamkeitsgefühl.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat den bayerischen Ministerpräsidenten

Im Strom der Welt.

Erzählung von Paul Blis.

(Fortsetzung.)

„Nicht möglich! Nicht möglich!“ — weiter brachte Kurt nichts heraus, denn er begriff nicht, wie das hatte geschehen können.

„Wissen Sie denn, von wem Ihre Frau Mama den Schein bekommen hat?“ fragte Jensen weiter.

Blühlich wurde Kurt purpurrot. Seine Lippe fiel ihm ein. „Verfügt! Was sagte er denn nun? Immer verlegener wurde er; nicht ein Wort brachte er mehr heraus.“

Endlich begann Jensen wieder: „Das Beste ist, Sie gehen gleich nach Hause und suchen Genaueres zu erfahren; denn am Nachmittag dürfte vielleicht die Polizei schon zur Recherche kommen.“

Von neuem fuhr Kurt zusammen — — — Die Polizei! Allmächtiger! Was sollte denn bloß daraus werden! Kreidbleich stand er da und starrte hilflos zu Jensen hin.

Mitleidsvoll sagte der: „Aha, wie gesagt, gehen Sie gleich nach Hause und suchen Sie zu erfahren, was Sie können. Ich werde Sie beim Chef entschuldigen.“

Kurt nickte ihm zu. Sagen konnte er nichts. Dann rannte er hinaus.

Zu das erstbeste Auto sprang er und jagte nach der Wendlerstraße. Tausend Gedanken kreuzten durch seinen Kopf, aber nicht einen konnte er zu Ende denken.

„Schneller, schneller!“ schrie er den Lenker an.

Fehr. v. Hertling, der den Prinz-Regenten Ludwig auf seinem Besuche in Berlin begleitet hat, in längerer Audienz empfangen.

* In Regierungskreisen besteht die Absicht, bei der einmaligen Vermögensabgabe für militärische Zwecke Vorzüge dagegen zu treffen, daß vor dem Inkrafttreten des Gesetzes ein beträchtlicher Teil des Kapitals durch Anlage im Auslande sich der Abgabe entzieht. Man spricht von einer Erklärungsfrist der Banken, die sich rückwirkend auf sämtliche Verfügungen ihrer Kunden in einem gewissen Zeitraum erstrecken werde. — In der Vorlage über die einmalige Vermögensabgabe wird übrigens keine Bestimmung über die Heranziehung der Bundesfürsten zu dieser Abgabe enthalten sein. Es soll damit zum Ausdruck gebracht werden, daß die von den Bundesfürsten zu leistenden Beiträge einen durchaus freiwilligen Akt darstellen, dem der Ausnahmecharakter gewahrt werden muß.

Osterreich-Ungarn.

* Kaiser Franz Joseph hat in diesen Tagen die erste Bronnede im Freien seit mehreren Monaten gemacht. Damit sind die Gerüchte widerlegt, die von einer schweren Erkrankung des greisen Monarchen zu berichten wußten.

England.

* Am den Hungerstreikern der Frauenstimmrechtlerinnen in den Gefängnissen ein Ende zu machen, will die Regierung im Unterhause in der nächsten Sitzung eine neue Gesetzesvorlage einreichen. Diese wird den Minister des Innern ermächtigen, Gefängnis- oder Zuchthausstrafen unter gewissen Bedingungen zu unterbrechen, ohne daß jedoch das Strafmaß gekürzt wird. (Wenn gegenwärtig eine streitbare Dame ein paar Tage die Aufnahme von Nahrung verweigert hat, ist man gezwungen, ihr die Strafe zu schieken, will man sie nicht verhungern lassen. Wenn die neue Vorlage Gesetzeskraft erlangt hat, wird man sie ruhig hungern lassen, bis sie am Rande ihrer Kraft sind.)

Belgien.

* Die Proklamation des Generalstreiks in Belgien, die für den 14. April vorgesehen war, wurde nach einer Verständigung zwischen Arbeitern und Bürgermeistern der Städte zurückgezogen. Die Regierung gab die Erklärung ab, sie werde alles daran setzen, um die Erledigung der Wahlrechtsreform nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Balkanstaaten.

* Noch kurz vor dem Friedensschluß ist den griechischen Waffen, die in Epirus während des ganzen Feldzuges bisher wenig Vorbeeren ernten konnten, ein entscheidender Schlag gesalbt, der Janina in ihre Gewalt bringt. Infolge eines entscheidenden Sieges der Griechen hat der türkische Oberbefehlshaber Esad-Bacha, der seine Truppen in der Umgegend von Janina zusammengezogen hatte, dem griechischen Kronprinzen, der den Oberbefehl führt, die Übergabe angeboten. Damit sind 33 000 Türken mit allem Proviant und Munition in die Hände der Feinde gefallen. Die ruhmvolle Verteidigung Janinas bildet einen der wenigen Lichtpunkte in der Geschichte der türkischen Waffentaten während des jetzigen Krieges. Adrianopel, Sclutari, Janina waren die Felsen, an denen der Ansturm der Balkanvölker trotz der schweren Blutopfer bisher zerschellt war.

Deutscher Reichstag.

(Orig.-Bericht.) Berlin, 8. März. Mit dem Verlauf der Kolonialdebatte, die am Donnerstag im Reichstage fortgesetzt wurde, kann der Staatssekretär des Reichskolonialamtes Dr. Solff sehr zufrieden sein. Denn wenn er auch von Seiten der Sozialdemokraten scharfe kritische Worte hörte, wenn auch an anderer Stelle des Hauses hier und da ein Tadelwort laut wurde, so sprachen sich im allgemeinen die Redner sämtlicher bürgerlichen Parteien sowohl über die Entwicklung unfrer Schutzgebiete, wie über die Tätigkeit der Regierung recht günstig aus.

Es ist bezeichnend für den Umchwung der Anschauungen, der sich in der letzten Zeit vollzogen hat, daß der Vertreter der fortschrittlichen Volkspartei, dessen Freunde vor nicht allzu langer Zeit selbst noch abseits standen, mit andern Abgeordneten der Hoffnung Ausdruck gab, auch die Sozialdemokraten würden, wofür schon Anzeichen vorhanden seien, sich noch zu einer Kolonialpolitik in gewissen Grenzen bekehren. Daß für unsere Kolonialpolitik in den letzten Jahren nicht nur die Mehrheit der Parlamentarier, sondern auch weite Volkskreise gewonnen worden sind, zeigte das Bravollstücken, das nach den Worten des Generals Liebert über die deutsche Schutztruppe, die für Ordnung gesorgt habe, nicht nur im Hause selbst, sondern auch auf den Tribünen erscholl. Auch von andern Seiten wurden lobende Worte über unsere Schutztruppe gesprochen. Staatssekretär Dr. Solff wies darauf hin, daß für das den gesunkenen Afrikatragern zu errichtende Denkmal im laufenden Etat wieder 60 000 Mk. gefordert würden, und leitete mit, daß Aussicht auf eine baldige Einigung über die Platzfrage mit der Stadt Berlin bestehe. Weniger erfreulich lauteten die Ausführungen über das Verhältnis zwischen Militär- und Zivilbehörden; es wurde behauptet, daß da zum Teil schlimme Gegensätze vorhanden seien, was jedoch der Staatssekretär bestritt. Den breitesten Raum in der ganzen Aussprache nahm die Eingeborenepolitik, die Behandlung der eingeborenen Arbeiter in den deutschen Schutzgebieten ein. Dr. Solff äußerte sich darüber unter lebhaftem Beifall in einer bemerkenswerten, wie ein Programm wirkenden Rede, in der er ausführte, daß man den Negern gegenüber nicht den Herrenlandbunnt hervorkehren, aber auch nicht verweisen solle, daß sie auf niedrigerer Stufe ständen als die Weissen. Man solle sie nicht grausam behandeln, aber ebenso wenig verziehen. Der Staatssekretär schloß mit der Bitte um Vertrauen; dadurch wurde die Arbeitsfreudigkeit gestärkt, und die sei die beste Gabe für die Schutzgebiete.

Bei der sorgfältigen Beratung des Kolonialetat's am 7. d. Mts. polemisierte der Abg. Roske (soz.) zunächst gegen verschiedene Redner der bürgerlichen Parteien, denen er Unrichtigkeiten und Irrtümer in der Darstellung der Verhältnisse in den Kolonien verporf. Dann ging der Redner zu einer Kritik der Kolonialpolitik über, die natürlich im allgemeinen ungenügend war; immerhin erkannte er an, daß die wirtschaftliche Entwicklung einzelner Schutzgebiete, so Neu-Guinea, Fortschritte mache. Der Abg. Gartrath (Genr.) trat für lebhafte Unterfuchung der Kolonialfrauenthule in Carthaus bei. Er ein.

Im übrigen wurden in der Debatte zwei Fragen von grundsätzlicher Bedeutung erörtert: der Fortschritt der Mülker-Meinungen forderte die unbedingte Staatsaufsicht über die Missionsschulen, und sein Parteifreund Dove befrwortete die Regelung des Eingeborenrechts. Staatssekretär Dr. Solff behielt sich beiden Forderungen gegenüber entgegenkommend, bestonte jedoch, daß für die Staatsschulen die Mittel fehlten und die Missionsschulen sich der Staatsaufsicht freiwillig unterworfen hätten. Gegenüber einer Bemerkung des Abgeordneten Ortel (kon.), daß man aus Deutsch-Südwestafrika kein Vieh nach Deutschland einführen könne, erklärte Dr. Solff, daß die Frage der Viehschuh noch genau erörtern werden müsse.

Zum Schluß kam es noch zu einer längeren Auseinandersetzung zwischen dem Abg. Weill (soz.) und dem Referenten des Kolonialetat's Abg. Semler (nat.-lib.). Abg. Weill erklärte, daß Abg. Semler als Vorsitzender der Südlamerungsgesellschaft ein Freund der Konzeptionsgesellschaften ist, und daß ihn die Regierung zum Vermittler den französischen Gesellschaften vorschlug. Gleichwohl habe er nicht das Referat für den Kolonialetat niedergelegt. Herr Semler unterfchied demgegenüber zwischen seiner privaten und seiner Abgeordnetentätigkeit. Nachdem noch eine Resolution angenommen worden war, die im nächsten Etat höhere Ausgaben für Schul-

zwecke fordert, schließt die Aussprache und der Etat des Kolonialamtes wird mit großer Mehrheit angenommen.

Das Torpedoboots-Englück bei Helgoland.

Der Bericht des Reichsmarineamts.

Aus den bisherigen Ermittlungen über den Unfall, der den Untergang des Torpedoboots „S 178“ herbeiführte, hat sich, dem amtlichen Bericht zufolge, Nachstehendes feststellen lassen: Die 11. Halbflottille gehörte zu der sogenannten „Reserveflottille“ der Torpedodivision der Marineleitung der Nordsee. Die Besatzungen dieser elf Boote bestehen aus Mannschaften im dritten Dienstjahr. Da zu Beginn des dritten Dienstjahres die Ausbildung der Torpedobootsbesatzungen als abgeschlossen gelten darf, werden diese mit Ausnahme eines kleinen Stammes, der zu Konvertierungsarbeiten an Bord bleibt, von den Booten heruntergenommen und im Landdienst bzw. für die weiteren Aufgaben der Torpedodivision verwendet.

Die Boote der Reserveflottille bleiben jederzeit fahrbereit und werden im Laufe des dritten Jahres periodisch, aber überraschend verschiedenen Zeiten mobilisationsmäßig manant, um sofort zu einer feindlichen Dienstreise zu können. — o war es auch in diesem Falle. Am Abend des 4. März wurde bei flürmischen Wetter die Nachtschiffe und sonstigen Bewegungen nördlich von Helgoland gegen 11 Uhr beendet. Nach dem Signal des Leiters: „Abgaben sind beendet!“ hatten sämtliche Schiffe und Boote Bichter geleist und führen u. Nachsformation bzw. als Einzel-schiffe nach dem Ankerplatz bei Helgoland östlich der Düne.

Die 11. Halbflottille stand vorn; die Boote liefen, da sehr schweres Wetter aufgekommener war, wegen des hohen Seeganges nur halbe Fahrt und mußten, da die schneller fahrenden Kreuzer noch vor dem Ankerplatz von rückwärts aufkamen, der Vorfahrt entsprechend nach Osten ausweichen, um den großen Schiffen zu Ankermanöver Raum zu geben. Die geschlossene Formation der Torpedoboots hatte sich infolge des schweren Wetters nicht ganz aufrechterhalten lassen, und „S 178“ befand sich zu dieser Zeit mit seinem Notenfürer „S 177“ einhundert Meter vor seiner Halbflottille entfernt. Als hierauf „S 178“, um auf dem Ankerplatz zu gehen, am Bug des großen Kreuzers „Jora“ vorbeizufahren veruchte, entstand infolge der durch den hohen Seegang verringerten Manövrierfähigkeit des Bootes die Gefahr eines Zusammenstoßes. Die kritische Sachlage wurde auf „Jora“ sofort bemerkt. Das Schiff veruchte durch Drehen nach Steuerbord und Rückwärtschlagen aller Maschinen den Zusammenstoß zu vermeiden, was jedoch nicht mehr gelang. „S 178“ wurde in der Nähe vom hinteren Kommandoturm getroffen, legte sich sofort auf die Seite und sank sehr schnell, da wahrscheinlich Turbinenraum und Kesselraum aufgerissen und vollgelaufen waren. Sämtliche in der Nähe befindlichen Schiffe und das Torpedoboot „S 177“ leisteten sofort tatkräftige Hilfe, die jedoch wegen des dunklen unsichtigen Sturmwetters und des hohen Seeganges nur einen geringen Erfolg zeitigte. 2 Geoffiziere und 68 Mann (an dem Seemannsstoß in der Erfüllung ihres Dienstes.

Ein abgeschlossenes Urteil über das tragische Vorkommnis läßt sich zurzeit nicht geben. Das wird erst die kriegsgerichtliche Unterfuchung mit voller Klarheit bringen. Aus dem Verlauf der ganzen Angelegenheit geht jedoch bereits jetzt hervor, daß es sich um einen seemannischen Unglücksfall, einer Zusammenstoß zweier Schiffe handelt, mit dem in der Seefahrt immer gerechnet werden muß. Menschliche Schwäche, auch der Tüchtigsten, Unzulänglichkeit auch der besten Maschinen im Kampfe mit den Gewalten der Natur.

„Aber mein Herr, ich darf nicht schneller fahren.“ Klang es zurück.
„Hier sind zehn Mark. Nun aber los!“
Mit raubender Eile jagte man durch die Alleen des Tiergartens dahin.
Endlich, endlich am Ziel. Atemlos stürzte er die Treppen hinauf und riß an der Klingel. Ganz bestrüzt erschien Madame Leoni.
„Mein Gott, was ist denn passiert?“
„Die Gräbige! Wo ist die Gräfin?“ —
Nacklos drang er weiter vor.
„Aber was ist denn nur geschehen? Die Gräfin badet noch.“
„Aha, bitte, melden Sie mich! Es eilt, wie Sie sehen.“
Erregt lief er im Salon hin und her. Ach, wie die Minuten dahinkochten. Zu wahren Ewigkeiten wurden sie! Und Marianta kam und kam nicht.
Tausendmal sprach er sich Mut und Ruhe zu; denn es mußte sich ja doch alles aufklären, und ebenso oft verwarf er wieder jeden Gedanken. Endlich, endlich kam sie!
In einer entzückenden Morgentoilette trat sie ihm entgegen. Bezaundernd sah sie aus. Er aber war heute wie geblendet. Nur flüchtig küßte er die Hand.
„Aha“, rief sie beleidigt, „wo bleibt der Gentleman? — Warum behandelst du mich so kurz? Das bin ich nicht gewöhnt.“
Bebend, mit kurzem Atem, sagte er: „Marianta, der eine von den Scheinern, die du mir gabst, ist falsch gewesen.“
Sie fuhr zusammen und sah ihn erschrocken an. Doch nur einen winzigen kleinen Augen-

blick lang. Dann erwiderte sie lächelnd und leicht: „Das ist sehr fatal, — aber schließlich wird man den Verlust verschmerzen können.“
Stumm, mit brennenden Augen stand er vor ihr.
„Nuhig fragte sie: „Abigens, woher weißt du?“
„Die Reichsbank hat ihn angefallen.“
„Nun, und die andern beiden?“
„Von denen weiß ich noch nichts.“
„Es war, als atmete sie freier. „Und deshalb bist du so erregt, daß du völlig vergißt, mir ordentlich guten Morgen zu sagen? Poverretto! Um lumpige tausend Mark!“
Mit strahlender Miene stand sie da und streckte ihm die beringte zarte Hand hin. Zwar küßte er sie zart und innig, aber seine Angst und der Schreck waren noch zu groß.
„Und was soll ich nun der Polizei sagen?“ fragte er, leise erlachend.
Wieder fuhr sie leicht zusammen, doch wieder beherichtete sie sich sofort. „Was geht das denn die Polizei an?“
„Sie wird festzustellen suchen, woher ich den Schein habe. Und wenn ich das nicht nachweisen kann, wird man sich zunächst an mich halten!“ antwortete er angstvoll.
Diesmal erschraf sie so stark, daß ein Rettungs unmöglich war. Sie sank in einen Stuhl und rief voller Empörung: „Unserhört! Was hat sich denn die Polizei da hineinzu-mischen? Es ist für uns doch schon genug Ärger, daß wir die tausend Mark verlieren. Weshalb denn jetzt auch noch die Schererei mit der Behörde? Mit der Polizei hat doch niemand gern zu tun.“

„Aber es genügt der Bank doch nicht, das Falschgeld festzuhalten; man wird und darf erst recht nach dem Fälscher suchen. Und das wird diesmal sicher sehr nachdrücklich geschehen, denn der Schein soll meißterhaft nachgemacht sein.“
Die Bank hat also ein Interesse an der Festnahme des Fälschers, denn sicher hat er doch mehr Not in Umlauf gebracht.“
Schweigend, in sich verfunken, sah sie da und sah erzürnt vor sich nieder. Was tun? Was jetzt nur tun? — Sie kämpfte einen stillen, aber harten Kampf in sich durch. — Nerven zerrten und zupften die zarten Finger an den feinen Spigenärmeln. Was tun? Was jetzt nur tun?
Ein wenig erstaunt sah er sie an. „du denn nicht mehr, von wem du die bekommen hast?“ fragte er endlich.
Da fuhr sie emdbert auf: „Wie soll ich das denn jetzt noch wissen? Vermutlich doch von meinem Bankier.“
„Na also, so werden wir sagen, daß er dir gegeben hat.“
„Wir, wie? Woher?“
„Wir, wie? Woher?“ rief sie erregt. „Aber Schatz, ich binlenkend erwiderte er: „Aber Schein habe, muß doch sagen, von wem ich den Schein habe.“
„Ich mag aber mit dieser abscheulichen Polizei nichts zu tun haben. Schon der danke daran macht mich ganz rabiat.“
Wieder und wieder suchte er sie zu beruhigen.
Doch plötzlich richtete sie sich auf. Jetzt hab ich Ihren Entschluß fest. Ganz ruhig sagte sie: „Nun, lag' nur getrost, daß der Schein von mir